

Eine Frau, gefangen im Stahlnetz ihrer Beziehungen

... oder Frust macht böse, schlampig und gefräßig – Elisabeth Bohde stellte ihr neuestes Stück „Allein mit Ophelia“ vor

Ostheim. Einen interessant schimmernden Fisch zog die Kulturwerkstatt mit der Verpflichtung von Elisabeth Bohde, Gründerin und Leiterin der „Werkstatt Pilkentafel 2“, Flensburg, an Land. Die Vorstellung ihres neuesten Stückes „Allein mit Ophelia“ vor einem bemerkenswert großen Publikum gab der Kulturwoche einen weiteren starken Akzent.



Elisabeth Bohde, Flensburg, stellte im „Felsenkeller“ ihr Stück „Allein mit Ophelia“ vor.

(Foto: Glaesner)

Vom ganz normalen Wahnsinn

Elisabeth Bohde geht in „Ophelia“ das Wagnis ein, eine einzige agierende Person mehrere extrem unterschiedliche Rollen spielen zu lassen. Ein Wagnis deshalb, weil sie selbst dieses Rollenbündel darstellt und auf die Bühne bringt. Vielfach sind auch die Ebenen, auf denen sich Realität, bzw. Leben abspielt und unterschiedlich auch die Zeiträume der mehrfach gebrochenen Handlung. Ebene 1: Elisabeth Bohde, Tochter einer „sehr, sehr bösen Mutter“, die demnach ganz das Gegenteil der gespielten Mutter sein muß und selbst Mutter einer unehelichen Tochter; soweit Leben und Wahrheit. Ebene 2: Elisabeth spielt „Dorothea“, auch „Doris“ genannt; ebenfalls eine allein erziehende Mutter ihrer schwangeren Tochter Marlene; soweit Theater und damit Dichtung und Wahrheit. Ebene 3: Doris, abgetakelte Schauspieler, schließlich allein mit Ophelia; soweit Theater im Theater und damit Wahrheit und Spiel, Spiegelbild und Realität, Tragödie und Farce.

Trotz aller scheinbaren Vielfalt ergibt sich bei näherem Zusehen insgesamt doch nur jene Einheit Frau, die geprägt ist von ihrer biologischen und gesellschaftlichen Rolle, die sie trotz aller emanzipatorischen Bemühungen spielt. Die Spannungen, die sich ganz natürlich ergeben zwischen den Feldern der Mehrfachrolle einer Frau, die Mutter, Tochter, Schauspieler und Geliebte ist, bzw. sein will, führen logischerweise zu Diskrepanzen und, wie das Stück zeigt, zu Deformationen im Innern der Frau. Aus der Entäußerung dieser fast naturgegebenen Bewußtseinspaltung, dieses ganz „normalen“ Wahnsinns, lebt das Stück.

Wie man unschwer erkennt, wahrlich kein leichtes Stück, das sich Elisabeth Bohde da ausgedacht hat, weder leicht zu spielen noch leicht zu fassen.

„Allein mit Ophelia“

Worum geht es? Doris, eine alternde und künstlerisch wie menschlich frustrierte Schauspieler, wird von ihrer Tochter, die sie ledig aufzieht, mitgeteilt, daß sie schwanger sei. Anstatt nun auf diese Mitteilung, die sämtliche Mutterinstinkte zum Vibrieren bringt, entsprechend zu reagieren, jammert sie der Tochter in einem riesigen Monolog ein Gebräu von einstigen Hoffnungen, Möglichkeiten und Verzweiflung vor.

Der Zuschauer erfährt, daß Dorothea einst fast die hochbegehrte Rolle jener Shakespearschen „Ophelia“ bekommen hätte, jener Ophelia, die sich bekanntlich aus unerfüllter Liebe zu Hamlet, den Dänenprinzen, selbst ertränkt. Schwanger und Mutterschaft jedoch vereitelten die Hoffnung. Er erfährt weiter, daß sie auch sonst nie jene tolle Rollen bekommen hat, die sie sich gewünscht hätte. Nichts ist nach Wunsch gelaufen: der Vater von Marlene hat sich davongemacht, die eigene Familie ist „zum Kotzen“ und ätzend spießig, die „noch viel zu junge“ Tochter ist schwanger, sie selbst gilt als verflissen und als gschlampert, was sich während des Telefonats auch als zutreffend erweist. Am Ende war und ist sie stets allein, „allein mit Ophelia“.

Psychodrama einer frustrierten Frau

All ihre Enttäuschungen, ihre gesamte Verbitterung, ihre geballte Schizophrenie projiziert sie auf eine Puppe; nennen wir sie der Einfachheit halber Klein-Ophelia. Diese Puppe wird von Doris geboren. Sie wird von ihr „erzogen“, „behütet“, im wahrsten Sinne des Wortes „besessen“, „abgerieben“ und schließlich „ermordet“. Die Puppe ist

für Dorothea eigentlich alles: Jene Ophelia, ihre Tochter Marlene und die damit verbundenen verpaßten Chancen und daraus resultierenden Enttäuschungen; schließlich wird das leblose Ding sogar die reale Tochter der Frau Elisabeth Bohde.

Auf die Regie kommt es an

Mit einem einfachen, aber sehr wirkungsvollen Trick gelingt es der Bohde, die Realitätsebenen auch sichtbar zu machen. Sie teilt die Bühne in drei Bereiche. Links, ins grelle Licht gesetzt, die telefonierende Dorothea; rechts, im Halbdunkel, Dorothea allein mit Klein-Ophelia; in der Mitte, d. h. auf der Trennlinie zwischen links und rechts oder zwischen Realität und Projektion, jenes diffuse Feld, wo Realität und Spiegel, Wahrheit und Spiel sich zu einem psychagogischen Gespinnst zusammenbrauen. Auch sonst hat die gelernte Regisseurin Bohde sich raffinierte Tricks einfallen lassen, die sowohl der Ver- als auch der Entschlüsselung dienen. Besonders das rote Bettzeug als dominierendes Requisit erfüllt mehrere Regieabsichten: einerseits setzt es Assoziationen frei in Richtung Wärme, Geborgenheit, Liebe und Frust, andererseits ist es tatsächlich wärmende und bergende Hülle für Klein-Ophelia was immer dann deutlich wird, wenn Dorothea das Bettzeug über der Kleinen zusammenrafft und dieses sich anschließend wie eine Tulpe langsam öffnet und die Puppe freigibt.

Die Verwandlungskünstlerin

Ein Ein-Personen-Stück steht und fällt mit der Person, die diese Rolle hat. Um es gleich zu sagen: Elisabeth hat sich ganz offensichtlich die Rolle, bzw. die Rollen auf den Leib geschneidert. Alles saß, nichts ging unter. Mit voller und modulationsfähiger Stimme ausgestattet, überzeugte sie schon rein sprecherisch, indem sie die Stimm- lage und die Sprechweise zu Ausdrucksträgern machte. Noch stärker einzuschätzen ist das non-verbale Sprechen, die Körpersprache, wo der ab- gespreizte kleine Finger ebenso rhetorisches Mittel ist wie die ekstatische Verzückung des gesamten Körpers.

Ihre zunächst befremdlichen Anweisungen, „kein Bier, kein Essen, kein Rauchen, kein Licht, kein Zuspätkommen während der Vorführung“, wurde parallel zum Fortgang des Stückes zunehmend einsichtig: Nichts durfte diesen hochkonzentrierten 90-Minuten-Monolog beeinträchtigen. Gemessen an der fast atemlosen Stille im „Felsenkeller“, wo bereits das Schreibgeräusch des Berichterstatters hätte störend sein können, hatten die wiederum sehr zahlreich Erschienenen echtes Theater erlebt.

Rudi Glaesner